

Der Ort der Muße in unserem Leben

von Martin Kämpchen

Muße heißt, mit gutem Gewissen den Gedanken freien Lauf lassen; Muße heißt, unangestrengt den Gefühlen und der Phantasie erlauben, Assoziationen zu weben und zu flechten – in dem Bewusstsein, daß dies gut für die Gesamtverfassung des Menschen ist.

Es ist diese Großzügigkeit, diese Großherzigkeit, die unsere abendländische Auffassung von Muße prägt und in einen weiten geistigen Raum stellt, den sie in Freiheit ausfüllt.

„Muße und Kult“ von Josef Pieper

Als Student bekam ich Josef Piepers schmale Schrift *Muße und Kult* in die Hand; sie stammt aus meines Vaters Bibliothek in Boppard. Es handelt sich um ein Exemplar der ersten Auflage („Erstes bis fünftes Tausend“) von 1948. Auf der ersten Seite steht in Bleistift meines Vaters Name in dessen Handschrift und der Vermerk „Sept. 1948“. Offensichtlich hatte sich mein Vater dieses Buch sogleich nach Erscheinen gekauft.

Ich war Student in Wien, als ich Anfang der 1970er Jahre dieses Buch in die Hand bekam, sehr ein Suchender. In Wien litt ich unter der Anonymität des Wissenschaftsbetriebs. Auf mich allein gestellt, fühlte ich mich in der großen Stadt und der riesigen Universität nicht auf die Komplexität der Welt vorbereitet. Nirgendwo fand ich bestätigt, dass ich als Individuum liebenswert und meine Leistung als Student vielversprechend war. Es war eine verzweifelte Anfangszeit. Ich war bereit zu mühevoller Arbeit, zum engagierten Lesen, zur gewissenhaften Aneignung der kulturellen Schätze. Doch womit beginnen? Und wie?

Mehrere Ereignisse und einige Bücher halfen mir, meine Lebenshaltung zu formen. Eines der Bücher war Josef Piepers *Muße und Kult*. Ich erinnere mich, wie tief mich damals diese kleine Schrift bewegte, weil sie mir durch das Wort „Muße“ einen Inspirativbegriff schenkte, aus dem ich einen Weg aus der Orientierungslosigkeit finden konnte, in die mich das Gymnasium entlassen hatte.

Mir wurde gezeigt, dass die europäische Leistungsgesellschaft, in der ich mir verloren vorkam, ursprünglich aus Quellen schöpft, die dem äußerlichen, messbaren Leistungsdenken widersprechen. Dass dies abendländische Quellen sind, die gerade jene noch halbgeformten Menschen fördern können, die die Sehnsucht nach Vollendung spüren, ohne noch zu wissen, wie diese Vollendung aussehen kann. Das sind Quellen, die nicht den Anspruch erheben, eine Theologie zu sein, die jedoch eine Lebensweise, eine Weltanschauung anbieten. Durch sie mögen die Suchenden dann zu einem theologischen Verständnis und zum Glauben hingeführt werden.

Der Trost, der aus diesem Buch floss, war fruchtbringend. Die Unterscheidung von *ratio* und *intellectus*, also von diskursivem Denken und intuitivem Erfassen, war für mich eine grundlegende Einsicht. Der Begriff des „einfachen Schaublicks“, den Pieper schuf, um den Auftrag des *intellectus* zu charakterisieren, zeigte mir, dass geistige Einsicht nicht so sehr auf harter Arbeit und überragender Intelligenz beruht, sondern wesentlich ein „Geschenk“ ist, das durch „Mühelosigkeit“ erworben wird. Jene empfangen dieses Geschenk am ehesten, die sich für Einsichten und Erkenntnisse rückhaltlos öffnen und sich danach auf eine geduldige Bereitschaft zum Empfangen verstehen.

Als Student in den ersten Semestern war mir besonders wichtig zu erfahren, dass Intuition, Wahrheitserkenntnis, das „gute Leben“ nicht allein durch die fleißige Lektüre schwieriger Bücher, durch Leistung in Seminaren und selbstbewusstes Auftreten zu erlangen waren, sondern eben durch Liebe – Liebe zu Wahrheit und Wahrhaftigkeit und Liebe zu den Menschen. Piepers Ausspruch, in Anlehnung an Thomas von Aquin, dass die größten Taten jene seien, die aus Liebe ganz mühelos gelingen, rettete mich.

Ich fertigte mir ein vierseitiges Exzerpt aus dem Buch an, halb mit Schreibmaschine, halb mit Hand geschrieben, und legte es zu meinen Papieren, die ich 1973 nach Indien mitnahm.

Die Voraussetzungen wahrhaftiger Muße

Als erstes gebe ich zu Bedenken, dass Muße nur möglich ist, nachdem man zuvor *nicht* müßig war. Wenn Pieper (mit Aristoteles) schreibt „Wir arbeiten, um Muße zu

haben“, dann möchte ich diesen Satz verschärfen und sagen: Nur nachdem wir mit Konzentration und Konsequenz und Befriedigung gearbeitet haben, sind wir zur Muße fähig und berechtigt. Zerstreute, fahrig, häufig unterbrochene, lustlose und unbefriedigende Arbeit erteilt nicht die innere Berechtigung zur Muße. Eine solche Arbeit wird man höchstens abrechnen, nicht jedoch mit einem Gefühl des Erfülltseins abschließen können. Abgebrochen, hängt man dieser Arbeit in Gedanken nach, um das Versäumte, die gesammelte Arbeit, doch noch, quasi symbolisch, zu erreichen und nachzuholen. Menschen, die sich in dieser Situation erschöpft zur Muße zurückziehen wollen, finden sie nicht, weil sie das Bedauern über die unbefriedigende Arbeit belästigt. Also: die Qualität der Arbeit bestimmt die Fähigkeit zur Muße.

Im Abendland entsteht eine tiefere Berechtigung zum Wechsel zwischen Arbeit und Muße aus dem Wort der Genesis: „Am siebten Tage ruhte er...“. Darum darf auch das menschliche Leben in einem Rhythmus von Arbeiten und Muße verlaufen. Dieser Rhythmus ist eingebettet in die kosmischen Rhythmen von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, vom Werden und Vergehen der Natur, in die Rhythmen von Einatmen und Ausatmen, Wachen und Schlafen. Zum Schluss des Schöpfungsberichts heißt es: „Und alles war sehr gut.“ Beides ist also gut: Arbeiten *und* Nichtarbeiten. Aber aus Nichtarbeiten kann eben nur dann Muße entstehen, wenn gute Arbeit vorausging.

Muße stellt sich also nur dann ein, wenn der Mensch die Fähigkeit zur konzentrierten Arbeit besitzt, gleichzeitig aber auch die innere Freiheit hat, diese Konzentration nicht bis zur Erschöpfung durchhalten zu wollen. Muße haben setzt voraus, dass der Mensch dann innehält, wenn die *seelische Spannung* der Muße noch möglich ist. Wenn ihn die Arbeit nicht vollkommen erschöpft hat. Denn auch Muße bedarf der Wachheit, der Energie. Es ist allerdings eine Energie, die dazu fähig ist, sich selbst zu erneuern. Muße verlangt *und* schenkt Energie.

Beispiele von mußevollen Tätigkeiten

Muße kann nicht aus der Zerstreuung kommen. Muße ist nicht Erholung: nicht Schlaf, nicht Urlaub, nicht Stammtisch und Skatrunde. Muße ist nicht bequemes Am-Strand-

Liegen und nicht Fernsehen. Denn Muße wird im Gegensatz zu dieser gesamten Sphäre der Zerstreuung (wie gesagt) von einer seelischen Spannung getragen.

Muße ist fern von fieberhaften, triebhaften Phantasien, weit weg von Ehrgeiz, Geltungswillen und von Eifersucht, von heftig ausgelebten Enttäuschungen, Abneigungen und Ekelgefühlen – entfernt von Egomane und jeder Art eines Soges. Muße möchte sich von diesen Leidenschaften erholen und zu ihnen eine bleibende Distanz gewinnen.

Muße ist ein Hellwachsein und eine Aufnahmefähigkeit für sinnliche, emotionale und seelische Eindrücke, ein Innehalten und Bereitsein. Muße ist „Kontemplation des Weltlichen“, die aber durchlässig ist zur Kontemplation des Transzendenten.

In der Muße wirkt das assoziative Denken, das beruhigte Fantasieren, das Tagträumerische. Muße genießt diese Freiheit der Assoziationen und der Fantasien, weil sie schöpferisch sind, also zu neuen Konstellationen des Denkens und Fühlens hinführen und so zu neuen Bewusstseinszuständen und geistigen Erfahrungen.

Nennen wir Beispiele: Der Bereich der Muße offenbart sich im langsamen, genüsslichen Essen. Essen ohne Gier, womöglich in angenehmer Gesellschaft und Umgebung, ist schönste Muße. Ebenso andere langsame, ohne Konkurrenz-Mentalität ausgeübte Tätigkeiten sind erfüllt mit Muße, etwa Musikhören und Kunstbetrachtung, Wandern, Weintrinken und der Besuch in einem Kaffeehaus, das Erlebnis von Landschaften und anderen Räumen, das Liebesspiel vor dem Geschlechtsakt. Der Mensch hat Muße, der ein Buch ein zweites Mal liest – eben nicht um es kennenzulernen, sondern um es noch feiner und tiefer zu erfassen und sich daran zu erfreuen.

Muße sind bewusst ausgeübte und erlebte, mit Genuss erfahrene Tätigkeiten. Sie leiten hin zum Schauen, Betrachten, Beobachten, zum „einfachen Schaublick“, der schon halb geistige Kontemplation ist und zu ihr aufsteigen kann. Muße lebt in sinnhaften Bezügen, im verfeinerten sinnhaften Genießen und hütet sich darum vor immer stärkeren Abstraktionen.

Muße erfährt die sinnhafte Welt aus einer inneren Distanz. Sie nimmt am Geschehen nicht teil, sondern sie lässt es geschehen.

Die Menschen haben Muße, wenn sie einen Kirchenraum, einen bestimmten Platz in einer Stadt, einen Friedhof, einen Park oder einen Garten wieder und wieder besuchen, weil sie darin Kräfte spüren, sich aufgenommen fühlen – obwohl an diesen Orten nichts „Neues“ zu erwarten ist.

Muße hat etwas mit Wiederholung zu tun. Darum auch ihre Nähe zu Ritus und Feier. Muße sucht – wie der Meditierende – nicht das Immer-Neue, sondern erfreut sich an dem Immer-Alten, sie „begnügt“ sich.

Spinnen wir den Faden weiter: Muße verneint das Denken nicht, sie empfindet keine Trauer, wie es etwa George Steiner tut, dessen Essay „Warum Denken traurig macht“¹ die Endlosigkeit und Unentrinnbarkeit der Denkvorgänge beklagt. Allerdings heroisiert Muße Ideen auch nicht, denn das hieße, sie festzuschreiben, zu Strukturen und Ideologien zu zementieren. Und das würde sie wiederum zu Instrumenten des diskursiven, konstruktiven Denkens und des Handelns verfertigen, was Muße eben nicht anstrebt.

Muße empfindet sich als Geschenk – nicht nur für die Konzentration und die Arbeit, die getan und mit Zufriedenheit erledigt ist, sondern als Geschenk für die bewusste zeitweise Zurücknahme von Tatwillen und Leistung.

Muße will *genießen*, ohne zunächst einen Nutzen daraus zu ziehen, als eben diesen Genuss. Aber dieser Genuss soll fein ausgekostet werden. Muße hat nichts mit Hedonismus, nichts mit aggressiver Sinnlichkeit zu tun. Muße ist immerzu bestrebt, das Maß, den Ausgleich, die Integration zu erreichen. Genießen-Können heißt darum nichts anderes, als das dankbar anzunehmen, was man ohne Gier bekommt, um darin die Fülle zu erfahren. Die Kunst des Genießens ist die Kunst der klugen Bescheidung, nicht die der Gier nach immer mehr Erlebnissen, nach Erlebnissen, die unerreichbar sind oder unklug wären.

Das heißt, Muße nimmt das geistige Schauen und die sinnhaften Erlebnisse langsam auf, denn genießen ist nur langsam möglich. So wie Wein langsam getrunken werden will, eine Landschaft nicht mit einem raschen Blick verinnerlicht werden kann, und selbst die Liebe kommt nicht in einer hastigen Ekstase zur Erfüllung, sondern bedarf der sorgfältigen Zartheit und Zuwendung.

Muße wird entwertet, wenn sie auf eine direkte Nutzenanwendung abzielt. Muße will im gegenwärtigen Augenblick leben und *für* diesen Augenblick erleben. Der „Gewinn“ in Form von schöpferischen Gestaltungen stellt sich erst später ein. Das angesammelte Kapital der Muße wird eines Tages seine Früchte hervorbringen, gewiss, aber es werden unvorhersehbare Früchte sein, die zu einer unbestimmbaren Zeit geerntet werden.

All dies bedeutet: so sehr Muße Freiheit und freie Assoziation beinhaltet, sie ist dennoch nicht leicht zu schaffen und zu erhalten. Immer wieder funken diese Blitze des diskursiven Denkens oder des zielgerichteten Wollens dazwischen und wühlen die Muße auf. Martin Heidegger nannte Muße „das besinnliche Denken“. Es „verlangt“, schrieb er, „bisweilen eine höhere Anstrengung. Es erfordert eine längere Einübung. Es bedarf einer noch feineren Sorgfalt als jedes andere echte Handwerk. Es muß aber auch warten können wie der Landmann, ob die Saat aufgeht und zur Reife kommt.“²

Arbeit und Muße in Indien

Werfen wir einen Blick auf Indien. Piepers Schreckensvisionen von der totalitären Arbeitswelt, die er in „Muße und Kult“ immer wieder evoziert, haben sich in Europa leider vielfach erfüllt. Für Muße gibt es heutzutage kaum Verständnis und Zeit. Der Raum, den sie einnehmen sollte, wird von der Arbeit verdrängt, die im Wettkampf gegen die Arbeitslosigkeit, im Wettkampf um Geld und Karriere, um Wissen und Macht steht.

Und in Indien? – Dort ist bloßes *Arbeit-Haben* ein unschätzbar hoher Wert. Denn Arbeit-Haben bedeutet, einen Verdienst zum Lebensunterhalt zu besitzen. Die Sorge, keine Arbeit zu bekommen, oder die Arbeit zu verlieren, beunruhigt die armen Menschen, aber ebenso die Menschen der Mittelklasse. Denn die Mittelschicht kennt zu viele Menschen aus ihren eigenen Reihen, die plötzlich in Armut abgestürzt sind. Die Schreckensvision ist nicht die totale Arbeitswelt, sondern der Hunger und der Verlust von gesellschaftlichem Prestige.

Das bedeutet, dass Arbeit einen so hohen Wert besitzt, dass Nicht-Arbeiten gleich welcher Art kaum einen Wert annehmen kann. Der Handarbeiter, der keine Arbeit hat, langweilt sich, er fühlt sich leer. Er wartet nur darauf, wieder Arbeit zu bekommen. Er

ist unfähig zur Muße. Muße als „Feierabend“, als in den Alltag eingefügtes, säkulares, kulturschaffendes Element ist nicht vorhanden.

Doch im religiösen Bereich lässt sich in Indien ein Ort für Muße entdecken. Feiern wie eine Puja und die abendlich gesungenen Litaneien zu Ehren von Krishna sind mußevolle Beschäftigungen. Setzen wir dem ein Kapitel hinzu, nämlich über die *indische Denkweise*. Pieper unterscheidet zwischen *ratio* und *intellectus*, also zwischen dem diskursiven, ergebnisorientierten Denken und dem schauenden, intuitiven Denken. Dieselbe Unterscheidung kennen wir in der indischen Philosophie: als *manas* wird das Organ des einfachen Denkvorgangs bezeichnet und als *buddhi* das Organ, in dem sich Intuition, das tiefere, geistige Verständnis entfaltet.

Indische Philosophie vertraut viel stärker der Intuition, als dem diskursiven Denken. Allgemein gesprochen, uns haben in Europa Rationalismus und Aufklärung gelehrt, „vernünftig“ zu sein und die Dinge „durchzudenken“ und zu „hinterfragen“. Indien sucht bei Problemstellungen nicht so sehr nach den passenden Denkschritten, sondern nach den richtigen *Vorbildern* und vorbildhaften *Geschichten*. Sie finden sich in der *Mythologie*.

Nehmen wir das Beispiel von Rabindranath Tagore (1861 – 1941), dem indischen Nationaldichter. Seine Essays vermeiden das diskursive Schritt-für-Schritt-Denken und leben aus der Evokation von Gefühlen. Es sind knappe Sentenzen, wie Aphorismen, kurz umrissene Metaphern oder Geschichten. Solche Essays wirken wie lange Prosagedichte. Dieses Fehlen einer gegliederten Gedankenfolge stiftet jedoch nicht Verwirrung, nein: die Essays umreißen einen lebendigen assoziativen Zusammenhang, den wir am ehesten intuitiv verstehen können.

Die indische Denkweise möchte die Menschen und das Menschliche deifizieren, also in die Sphäre der Götter und des Göttlichen heben. Zuneigung und Liebe steigert sich in Indien rasch und unkompliziert zur Verehrung. Der eigene Guru wird zum „göttlichen Guru“, der Vater und die Mutter, die Lehrer und Lehrerinnen, die politischen Anführer und sozialen Reformer werden von der Allgemeinheit in die Sphäre des Göttlichen gehoben. Nehmen wir als Beispiel die Bollywood-Filmstars. Es ist kaum zu glauben, aber es stimmt: In Indien werden ihnen Tempel gebaut und darin verehrt man rituell ihre Fotos. So durchlässig ist das Menschliche hin zum Göttlichen!

Wer so empfindet, hat auch einen Sinn für die geistige „Schaukraft der Engel“³, die Josef Pieper beschwört, um die transzendente, die „übermenschliche“, Dimension der Muße zu beschreiben. Diese Dimension ist, wie wir sehen, dem indischen Empfinden geradezu angeboren, und *insofern* sind indische Menschen – mehr wohl als Abendländer – begabt für die Muße.

Wenn Josef Pieper mit Thomas von Aquin dafür eintritt, dass es im Abendland „zur Vollkommenheit der menschlichen Gemeinschaft“ auch „Menschen gibt, die sich dem [...] Leben der Beschauung hingeben“⁴, also der *vita contemplativa*, dann läuft er mit dieser Forderung in Indien offene Türen ein. Solche sich der Beschauung hingebende Menschen gibt es heute noch genügend. Und nicht nur das, sie stellen einen der Urtypen des religiösen Menschen dar. Sie heißen *sannyāsī* oder *sādhu*. Das sind Bettelmönche, die ständig unterwegs sind, oder die in Ashrams, in kleinen, losen Gemeinschaften, wohnen. Ihre gesellschaftliche Aufgabe besteht darin, außerhalb der Gesellschaft zu leben.

Muße durch Selbstbescheidung

Ein Gedanke, der sich bei Josef Pieper nicht findet, der ihm aber wesensverwandt ist, heißt: *Muße gewinnen jene Menschen, die sich bescheiden können*: Die sich abfinden mit der Unvollkommenheit der Welt und der Unvollkommenheit ihrer eigenen Lebensleistung. Das ist ein Überwinden des frühen Idealismus, des Schaffenswillens, der irrigen Selbsteinschätzungen und des Geltungsdrangs. Sie alle welken, werden schwächer, und viel davon fällt ab. Nicht daß sie Irrtümer einer unreifen Lebenszeit gewesen wären. Sie waren notwendig, damit *im Alter* die Selbstbescheidung möglich ist. Denn Menschen, die aufgeben, ohne das Bestmögliche angestrebt zu haben, werden bitter, zynisch, sie verzweifeln über sich selbst. Menschen, die nach einem bemühten Leben wissen, daß das Höchste unmöglich war – für sie und allgemein – die mögen in ein Bedauern, in eine Melancholie gleiten. Doch haben sie die Reife gewonnen zu erkennen, daß sie das ihnen *persönlich* Höchstmögliche erreicht haben, und damit sollen sie zufrieden sein. Denn die Selbstbescheidung baut stets auf einem robusten Realismus auf, der uns sagt, daß es Vergeudung von Zeit und Energie ist zu

bedauern, was nicht möglich war. Überhaupt meine ich, daß die Melancholie die zarte Schwester der Muße ist.

Solche Selbstbescheidung hat auch insofern Sinn, als sie einhergeht mit der Erkenntnis: Was *ich* nicht tun konnte, haben andere erreicht. Die Werke einzelner Menschen sind für die ganze Menschheit geschaffen. Ich soll mich dankbar an ihnen erfreuen. Sie wurden von Menschen wie mich und für Menschen wie mich geschaffen. Wichtiger als das egoistische Bewußtsein, was *ich* in meinem Leben tun konnte, ist das Bewußtsein, daß es Menschen, wie ich einer bin, gibt, die große inspirierende Werke – in Musik, Kunst, Tanz, Lyrik, Theater – schaffen konnten. Ich darf und soll mich an ihnen dankbar erfreuen. Das Vertrauen darauf, daß die eigene Tätigkeit zwar wichtig ist, daß es jedoch noch tausend andere Tätigkeiten gibt, die ebenso wichtig oder wichtiger sind, kann die *Gemeinschaft der schöpferischen Menschen* in den Blick bekommen. Überall webt und weht der schaffende Geist, er verbindet und vereint eine Vielzahl von Menschen. Inmitten dieser Vielzahl habe auch ich einen mir eigenen Ort. Aus diesem Abstand zu den Dingen, sogar zum eigenen Werk, zum eigenen Leben, ist Muße echt und fruchtbar.

Aus diesen Überlegungen scheint hervorzugehen, daß Muße eine Angelegenheit des gereiften Alters ist und für junge Menschen weder möglich noch erstrebenswert ist. Ganz so ist es nicht. Es gibt auch eine *Muße der Jugend*. Sie entfaltet sich aus dem Bewusstsein, daß man viel Zeit hat, viel Lebenszeit. Man spürt sie als einen unendlichen Besitz, weil man mit dem Gefühl noch nicht das Ende der Lebenszeit berührt. Dieses Bewusstsein des unermesslichen Zeithabens lässt nicht das Gefühl aufkommen, daß Zeit „vergeht“, also auch nicht, daß man Zeit entweder „vergeudet“ oder „nutzt“. Es lässt nicht das Gefühl für die Unwiederbringlichkeit jeden Augenblicks entstehen. Aus dieser Leichtigkeit sprudelt die Muße der Jugend.

Später entsteht und wächst der gesellschaftliche Druck. Das Bedürfnis, sich mit dem anderen Geschlecht zu verbinden, erzeugt Pflichten und Notwendigkeiten. Der Ehrgeiz, im Beruf zu reüssieren, fügt junge Menschen in Systeme ein. Idealismus, Schaffenswillen, Prestige, Familie straffen das psychologische Netz, in dem sich die Menschen gefangen sehen. Solange diese Erfahrungen im Vordergrund des Erlebens stehen, ist es unrealistisch, Muße pflegen zu wollen. Erst wenn sich, wie gesagt,

Lebenskapital angesammelt hat und das Lebenswerk sich beginnt zu runden oder schon vollbracht ist, wird Selbstbescheidung möglich und Muße leichter zu verwirklichen. Die Muße des reiferen Lebens hat sich ohne Bitterkeit von so manchem Druck befreien können. Ihr Tenor ist Dankbarkeit gegenüber dem Leben.

¹ George Steiner, *Warum Denken traurig macht. Zehn (mögliche) Gründe*. Frankfurt 2006.

² Martin Heidegger, *Gelassenheit*. Pfullingen 1959, S. 13.

³ *Muße und Kult*. S. 27.

⁴ a.a.O., S. 45.